





Austern

Ein Portrait
von
Andreas Ammer

NATURKUNDEN

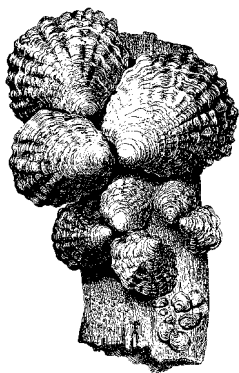
NATURKUNDEN № 84
herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Die Mollusken des Philosophen	7
Der perfekte Moment	19
Beiderlei Geschlecht	29
Zucht und Ordnung	45
Der Mann mit der dunklen Brille	53
Einmal um die ganze Welt	67
Fragmente zu einer Weltgeschichte der Auster	89
Kant isst eine Auster und trifft Evangeline	101
Das animalische Stillleben	119
Vom glücklichen Ende	134

Portraits

Pazifische Felsenauster	148
Europäische Auster	150
Amerikanische Auster	152
Kumamoto	154
Portugiesische Auster	156
Stachelauster	158
Perlauster	160
Weiterführende Literatur	162
Abbildungsverzeichnis	164
Danksagung	167



Die Mollusken des Philosophen

*Und viel Inwendiges am Menschen ist der Auster gleich,
nämlich ekel und schlüpfrig und schwer erfaßlich*

FRIEDRICH NIETZSCHE, Also sprach Zarathustra

Es gibt ein Bild von Édouard Manet, das heißt *Der Philosoph*. Ein Bettler ist darauf dargestellt, der uns traurig ansieht, als wäre er gerade im Begriff gewesen, uns etwas zu sagen, was er nun doch lieber verschweigt. Er ahnt, dass wir ihm seine Weisheiten wegen seines schäbigen Äußeren wohl nicht geglaubt hätten. Um seine graubraunen Lumpen hat er ein meerblaues Tuch geschlungen. Eine Straßenszene, vielleicht. Wir können nur mutmaßen. Es gibt auf dem Bild keinen Hintergrund und keine Kulisse, keine Welt. So lenkt nichts von dem einzigen Requisit ab, das uns das Bild zur Deutung anbietet: Rechts unten am Bildrand, zu Füßen des Philosophen, liegt – wie ein Erlöser auf einem kleinen Haufen Stroh gebettet – ein Halbdutzend Austern. Ihre Schalen in der Farbe der Lumpen des Mannes. Die Mehrzahl der sprichwörtlich stummen Schalentiere ist noch verschlossen. Eine ist jedoch geöffnet und leuchtet so hell, dass ihr Fleisch das ganze düstere Bild überstrahlt. Auch die Auster – wen mag es verwundern – schweigt.

Man kann das Bild mit dem Sinnspruch »Harte Schale, weicher Kern« deuten, es also als Ermahnung interpretieren, nicht vom abweisenden, ärmlichen, unscheinbaren Äußeren eines



Eine zufällige Begegnung zweier Lebensformen, von denen nur eine überleben wird: Édouard Manet, Der Philosoph (Bettler mit Austern), um 1865.

Wesens auf den Inhalt zu schließen, der umso kostbarer sein kann. Allerdings war Mitte des 19. Jahrhunderts, als der Maler Édouard Manet sein Bild des Austern-Philosophen malte, die Auster kein Anzeichen von Luxus und Dekadenz, sondern ein eher billiges, auf der Straße angebotenes Massennahrungsmittel, das der Mensch in seiner Gier schon so gut wie aufgegessen, also ausgerottet hatte. Man kann den Titel des Gemäldes, der *Der Philosoph (Bettler mit Austern)* lautet, aber auch so verstehen, dass man – wie Hamlet mit dem Schädel – einiges an Wahrheit über das Wesen der Welt und des Menschen aus der Anschauung einer geöffneten Auster gewinnen könnte.

Erst ließ ich ein Dutzend Austern kommen.

WALTER BENJAMIN, Denkbilder

Das Vorhaben, ein ›Portrait‹ der Austern zu schreiben, ist mit einem Problem von quasi quantenmechanischer Dimension verknüpft. Denn es ist so gut wie unmöglich, eine lebende, unversehrte Auster jenseits ihrer Schale oder in ihrem ursprünglichen Lebensraum zu beobachten. Für gewöhnlich beginnt die erste Begegnung zwischen Tier und Mensch in einem Fischladen. Auf jeder Holzkiste steht gemäß deutschem Gesetz auf einem Packzettel: »Enthält Weichtiere – Diese Schalentiere müssen zum Zeitpunkt des Verkaufs lebend sein.« Drinnen leben stumm, unbeweglich und durch eine unermesslich harte Schale verborgen ein Dutzend lebendiger Tiere vor sich hin, bis zum Verzehr mit einiger Gewalt ihre Schale gesprengt wird, um ein weiches, nun schutzloses Lebewesen regungslos zu entbergen. Niemand, der je eine Auster aß, hat diesen heiligen Moment ohne eine gewisse Ehrfurcht erlebt.

Vor mir ein Teller mit Eis, darauf ein Dutzend geöffnete Tiere. Auch nach dem Öffnen gilt: Die Auster sollte tunlichst noch leben. Jetzt ist sie ein todgeweihtes Wesen, dessen starker Muskel gekappt wurde. Zum Beweis zuckt das Tier vor mir zusammen, wenn ich es berühre oder mit einem Tropfen Zitrone beträufle. Zu mehr Lebensäußerungen ist die Kreatur nicht fähig. Es dürfte sich bei dieser einzigen Regung, die sich an dem Wesen wahrnehmen lässt, nicht um eine freundliche Begrüßung handeln.

Ich liebe Austern: Sie mühevoll zu öffnen, das kühle glibberige Innere zu schlürfen, es kurz im Mund zu halten, bevor ich ein paar Mal kaue, um schließlich den einzigartigen, klaren Geschmack des Meeres, dem nichts auf der Welt gleicht, zu schmecken. Der Genuss vergeht immer zu schnell.

Eine Auster ist eine poetische und zugleich existenzialistische Speise. Der Verzehr einer Auster ist eine Begegnung zweier Lebewesen, auch wenn sie – in Ermangelung derselben bei der Auster – nicht ›auf Augenhöhe‹ stattfindet. Die obere, ›rechte‹ genannte Hälfte der Austernschale kann nur mit brutalen Werkzeugen, mit einem Messer, einer ausgefeilten Technik und nicht ohne eine gewisse Kraftanstrengung von der unteren getrennt werden. Unter Anwendung von Hebelgesetzen werden die beiden Hälften der Schale an einer Stelle, die nur kundige Menschen kennen, auseinander gestemmt. Mit einem Messer wird der Muskel, mit dem das kleine Wesen sich mit aller Kraft dagegen wehrt, einfach durchgeschnitten. Ohne Werkzeug und das Wissen unserer Gattung wären wir ratlos vor der Aufgabe, dieses Tier zu knacken. Haben wir es geschafft, sind wir einen Moment lang ganz Kreatur: Kein Ei, kein blutiges Steak, kein

Salat bringt uns so unmittelbar zurück zum Gesetz der archaischen Natur, das besagt, dass der Mensch auch ein Raubtier ist, Fangzähne hat und sein Beutetier – zur Not mit einem Messer bewehrt – zum Verzehr töten muss.

Die Wunde, die man mit dem Messer in die Muschel reißt, ist in der Regel alles, was an Kochkunst nötig ist. Eine Auster zuzubereiten heißt – von aufwendigen Maßnahmen der Haute Cuisine abgesehen – eigentlich bloß: sie zu öffnen. Man isst sie so, wie sie gelebt hat und es in diesem Moment auch noch tut. Um den sensorischen Nachhall im Mund zu vollenden, empfehlen sich gekühlte Getränke. Ich nehme einen Schluck.

Die zweite Auster liegt glänzend und feucht in meiner Hand. ›Decippe est morire‹ heißt es im Fall der Auster: Gesehen werden und sterben. Nur in ihrem letzten Moment bietet sich die Auster mir nicht als Hülle oder Verpackung, sondern als ein Lebewesen dar. Nackt, starr und stumm liegt sie da. Spürt sie Angst in diesem Moment, oder ist es für sie ein Moment der Erkenntnis, eine Epiphanie, mir, einem anderen, höheren Wesen zu begegnen? Es ist für eine Auster das erste Mal, dass sie sich ungeschützt und ohne ihre Schale in der Welt wiederfindet. – Ein kurzer Moment, ich schlucke sie hinunter.

Ich nehme die nächste: Wenn die Lebewesen Mensch und Auster sich begegnen, ist Letztere unfähig, sich zu bewegen. Sie kann nicht weglaufen. Sie ist eine blinde und vermeintlich auch blöde Muschel, eines der niedersten Tiere in der Ordnung der Lebewesen. Ihr gegenüber sitzt jemand, der es gewohnt ist, sich selbst als ein Lebewesen höherer Art zu definieren. Einer meiner Artgenossen, ein Fachmann, ein Austernzüchter, hat einige Jahre lang alles getan, dass es dieser Muschel gut geht,

dass sie gedeihen und reifen kann. Er hat lange für diesen Moment gearbeitet, in dem ich jetzt gleich ein paar Sekunden Genuss empfinden werde. Sein oder Nichtsein? Genuss oder Reue? Schlucken oder Kauen? Obwohl die Auster stumm bleibt, denkt der Mensch, wenn er anfängt über das niedere Wesen in seiner Hand nachzudenken, vor allem über sich selbst nach. Geschichten von Austern sind Geschichten vom Menschen. Wer eine Auster ansieht, sieht in sich hinein. Bis er die Auster in sich hineinschlürft.

Diese wenigen Sekunden, in denen das Tier unrettbar verloren in unserer Hand zwischen Leben und Tod schwebt, sind ein paradiesischer Moment für uns Menschen: Schon ahnen wir den Geschmack nach Ozean, dem wir alle entstammen und der uns gleich mit wohligem salzigem Urgefühl überkommen wird. Dieser Moment zwischen kreatürlichem Dasein und höchstem Genuss ist ein Moment wahren Menschseins. In ihm sind wir halb Raubtier, halb antiker Gott, auf Nahrung angewiesen, auf Genuss trainiert – und doch des Gedankens, der Einfühlung und des schlechten Gewissens fähig.

Obwohl dieses glibberige Wesen vor uns ein Tier ist, wird man es schwerlich in einem Zoo ausgestellt sehen. Das Leben der Austern, auch wenn sie in unseren Aquakulturen gedeihen, ist dem Menschen so verborgen wie das der Schweine im Mastbetrieb. Doch anders als bei allen anderen Tieren, die wir für uns töten lassen, müssen wir im Fall der Auster die Tötung selbst übernehmen. Niemand nimmt uns den todbringenden Biss ab.

Sechs leere Schalen verspeister Tiere liegen umgekehrt auf dem Eis. Ein halbes Dutzend wartet mit ihren weichen, beige

und silbrig schimmernden Körpern noch in ihren Schalen vor mir. Vielleicht stochere ich noch etwas mit einer Gabel in ihren Eingeweiden herum, löse den Körper – wenn das nicht bereits vom berufsmäßigen ›Austernöffner‹ gemacht wurde – von der Schale, träufle etwas Zitrone auf die dunklen, äußeren Extremitäten und freue mich wieder, wenn diese sich zusammenziehen. Dieses Zucken gilt als sicheres Zeichen, dass die Kreatur in unserer Hand noch lebt. Sensible Kreaturen, die ihre Speise lieber von jemand anderem töten lassen, schreckt das ab. Woody Allen hat in seiner Komödie *Don't Drink the Water* behauptet: »I will not eat oysters. I want my food dead – not sick, not wounded – dead.« Woher diese Bevorzugung des toten Tieres bei der Nahrungsaufnahme des Allesfressers Mensch kommt, ist vernünftig betrachtet unklar. Schließlich ist der Mensch ein Alles- und kein Aasfresser!

Sicher ist: Hätte die Auster ein Auge, das uns in diesem Moment anblickt, der Mensch hätte sie nie verzehrt. Ich glaube mich im Moment, da ich den Mund öffne, um die Muschel bei lebendigem Leib zu verschlingen, von dieser unbeobachtet. Ich kann nicht glauben, dass die Auster mich ›erkannt‹ hat. In diesem Moment fühlt der Mensch sich wie ein Gott, zumindest aber wie etwas, das für die Sinne der Auster nicht erfahrbar ist. Dem Tier fehlen, mit den Worten des Austernliebhabers Immanuel Kant gesprochen, die Kategorien, um uns wahrzunehmen. Der Mensch denkt: So wie eine Auster keinen Kant lesen kann, kann sie auch keine Angst haben. Und so verschlinge ich das lebendige Wesen mit einem Biss.

Die Mensch-Auster-Beziehung ist einzigartig, denn die einzige Interaktion mit dem Tier erfolgt im Mund und durch den Ge-

schmackssinn. Fast ist es auch ein erotischer Akt: Der Mensch umspielt eine Auster länger mit der Zunge, als dass er sie anschaut. Die meisten zoologischen oder künstlerischen Betrachtungen einer Auster setzen voraus, dass deren Schließmuskel gewaltsam getrennt und die obere Hälfte der asymmetrischen Schale entfernt wurde. Wir wissen streng genommen nicht, wie eine ungeöffnete Auster aussieht. Besäße die Auster rotes Blut, wäre kein Mensch je auf die Idee gekommen, sie roh zu verzehren. Hat eine Auster überhaupt Blut? Die Zoologen haben zumindest ein kleines Herz entdeckt: Das Herz der Auster, das man manchmal neben dem Muskel schlagen sehen kann, besteht aus einem Vorhof und einer Herzkammer. Es pumpt allerdings nur eine milchige Flüssigkeit mit aus dem Meerwasser absorbiertem Sauerstoff durch den offenen Blutkreislauf des Tieres. Dieser ist ganz von Meerwasser »erfüllt«, denn durch die Auster fließt eigentlich das reine Meer. Deshalb bildet sich – wenn man nach dem Öffnen das Wasser, das sich im Inneren der Auster befindet, wegschüttet – sofort ein sogenanntes »zweites Wasser«, das als eigentliche Delikatesse, als »Nektar« der Tiere gilt und besonders raffiniert schmeckt. Der Mensch ist nicht nur zum Raubtier, sondern auch zum Blutsauger geschaffen.

Ich nehme noch eine Auster: Es wäre übertrieben zu behaupten, dass eine Auster irgendeine Art von Schönheit besitzt. Im Gegenteil: Wer je eine nicht »geklärte«, also eine nicht industriell geputzte, äußerlich wie innerlich gereinigte Auster gesehen hat, wie sie überzogen von faulenden Algen im schlammigen, stinkenden Schlick liegt, der muss viel an Wissen investieren, um so etwas verspeisen zu wollen. Wenig erinnert an diesem unappetitlichen, nach Moder stinkenden, unregelmäßig ge-



Was vom Genuss übrigbleibt: Die harte Schale einer Auster mit ihrem glänzenden Inneren.

formten Klumpen an eine international teuer gehandelte Delikatesse. Die Herkunft der Auster aus dem Dreck der Mündungsgebiete und Meere ist sozusagen deren Schlachthaus: ein tabuisierter, der Erfahrung entzogener Bereich der menschlichen Nahrungsbeschaffung. Der zivilisiert genießende Homo sapiens an seinem mit einem jungfräulichen, weißen Tuch bedeckten Tisch will nichts davon wissen.

Es ist anzunehmen, dass die Auster exakt in dem Moment, in dem ich auf sie beiße – was ja nicht alle Menschen tun, auch wenn es den Genuss intensiviert –, eines plötzlichen Todes stirbt. Es ist ein archaischer Akt im Nobelrestaurant, ein in der westlichen Kultur sonst nicht mehr vorkommendes Ritual, der Moment, auf dem das Leben seit Zehntausenden von Jahren beruht: Der Moment, wenn ein Tier einem anderen in den Nacken beißt, um es zu töten und zu verschlingen. Als Mensch kenne ich diesen Moment nur noch, wenn ich eine Auster esse, mein Biss macht mich zum Löwen, der nach wilder Jagd die Gazelle erlegt. Darauf folgt: die Gewissheit zu leben!

Trotz aller Recherche ist mir nicht bekannt, wann genau der klinische Tod einer Auster eintritt: Wenn ihr mächtiger Schließmuskel von mir zertrennt wird? Vielleicht wenn ich beim Öffnen das neben dem Schließmuskel liegende Herz verletzt hätte. Dann wäre das Tier tot und das letzte Zucken wäre nur eine chemische Reaktion statt eines letzten Lebenszeichens. Es könnte sogar eine postmortale, elektrische Reaktion sein wie bei Fröschen oder Fischen, die nach dem Tod noch zucken. Oder doch ein verzweifelter Winken? Statt mit dem Messer könnte ich, wie der Steinzeitmensch es tat, mit der Technik des Feuers der Molluske zu Leibe rücken: Wird die Auster erhitzt, ist ihr Todeszeitpunkt exakt zu ermitteln. Mit einem Mal verliert sie alle Kraft. Ihr kräftiger Muskel erschlafft, die Auster öffnet sich mechanisch von selbst.

Wenn ich allerdings die Auster mit einem Messer von der Seite her geöffnet habe, dann dürfte das Tier noch leben. Sie ahnt nichts vom Dunkel meines Mundes, der sie verschlingen wird. Von meiner Zunge, der Speiseröhre, die sie hinunterrut-

schen wird, und vom Magen, in den sie eventuell in eine Lache aus Champagner hineinplumpst. Lebt sie in mir noch ein wenig weiter, wenn ich sie nicht zerbeiße?

Genussvoll schlürfe ich die letzte Auster aus ihrer Schale. Ich habe keine allzu großen Exemplare gewählt, weil die kleineren oft besser schmecken, den Mund nicht so sehr füllen. Entgegen dem Rat der Genießer zerkaue ich sie diesmal nicht. Ich schlürfe ihr ›zweites Wasser‹, unwillkürlich überfällt mich ein Moment kreatürlicher Erinnerung, in dem ich den Geschmack des salzigen, frischen Meeres wahrnehme, aus dem der Mensch wie alle Lebewesen stammt. In dieser kleinen Menge Wasser hat das Wesen die lange Reise zu mir überlebt. Hat es den Augenblick in meinem Mund genossen, wo es – zum ersten Mal in seinem Leben – von einem anderen Lebewesen berührt, von meiner Zunge sanft und warm wie beim Liebesspiel umschmeichelt wurde? Oder stand das kleine Tier in meinem Mund Todesängste aus? Haben Austern Gefühle, die sie nicht zeigen? Bedeutet jeder Genuss auch Vernichtung? – Oder macht man sich ein paar Gedanken zu viel, wenn man ein Buch über Austern schreibt?



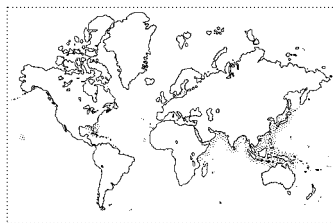


Unregelmäßig geformte Tiere für perfekte Momente.

Perlauster

Pinctada margaritifera

Pacific pearl-oyster
Pintadine à lèvres noire



In kalifornischen Souvenirshops kann man sich für ein paar Dollar aus einer Schüssel eine lebende Perlauster aussuchen; der Verkäufer, der versichert hat, dass jede dieser Austern eine Perle enthalte, öffnet diese dann und präsentiert – nachdem er das sonst so kostbare, in diesem Fall aber ungenießbare Muschelfleisch entsorgt hat – das Ergebnis, das selten so legendär ist wie die Geschichten, die sich um solche Perlen ranken.

Markus Antonius, der römische Feldherr, fand etwa beim erotischen Mahl im Gemach der schönen Königin der Ägypter, Kleopatra, nur zwei leere Teller und zwei Gläser Wein vor. Die Szene, wie Kleopatra ihren Ohrring abnimmt und die tropfenförmige Perle in den Wein wirft, in dem diese sich angeblich auflöst, ist Weltgeschichte. Der Wert der Perle, genannt ›Träne der Götter‹, wurde von Plinius auf sechzig Millionen Sesterzen geschätzt – der Tageslohn eines Legionärs: ein Sesterz. Unser skeptisches Zeitalter hat versucht, die Geschichte zu verifizieren: Perlen lösen sich nicht in Wein, nicht einmal in Essig auf.

Kleopatra wird in der Verfilmung des Stoffes von Liz Taylor gespielt. Ihr zu Füßen liegt Richard Burton, der sich bei den Dreharbeiten in die viermal verheiratete Diva verliebt. Angeblich hat er ihr zuerst vor laufender Kamera einen Kuss gegeben. Später schenkt er Liz zum Valentinstag die berühmteste Perle der Welt: die ebenfalls tropfenförmige ›La Peregrina‹, auf der der Legende nach natürlich ein Fluch lag.

↔ 7-30 cm



Andreas Ammer, 1960 in München geboren, ist Fernsehmacher, Universitätsdozent und Opernregisseur, vor allem aber in Zusammenarbeit mit Musikern wie FM Einheit, Ulrike Haage, The Notwist, Acid Pauli oder Driftmachine der Autor zahlreicher preisgekrönter Hörspiele.

NATURKUNDEN № 84

Erste Auflage Berlin 2022

NATURKUNDEN

herausgegeben von Judith Schalansky

erscheinen bei Matthes & Seitz Berlin

ermöglicht durch Jan Szlovak, Hamburg

Copyright © 2022

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Göhrener Straße 7, 10437 Berlin

info@matthes-seitz-berlin.de

info@naturkunden.de

Alle Rechte vorbehalten.

EINBAND UND TYPOGRAFIE Pauline Altmann, Palingen

nach einem Entwurf von Judith Schalansky

TITELILLUSTRATION Pauline Altmann, Palingen

SCHRIFT Ingeborg von Michael Hochleitner/Typejockeys

LITHOGRAFIE Tomas Mrazauskas, Berlin

HERSTELLUNG Hermann Zanier, Berlin

PAPIER 100 g/m² Fly 04 hochweiß, 1,2-faches Volumen

EINBANDMATERIAL Napura® Khepera von

Winter & Company GmbH, Lörrach

DRUCK UND BINDUNG Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-7518-0221-5

www.naturkunden.de

www.matthes-seitz-berlin.de